

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Komm, Ulrich: Auf neuen Fährten. Eine Betrachtung zur Erneuerung
unserer Sprache.

Auf neuen Fährten

Eine Betrachtung zur Erneuerung unserer Sprache

Mein Deutschlehrer sagte einmal zu meiner Mutter: „Nun ja, Ihr Sohn schreibt sehr gute Aufsätze, vor allem über selbstgewählte Themen, Erlebnisse, Beobachtungen, aber sonst —.“ Dieses ‚Sonst‘ bezog sich auf die üblichen Analysen literarischer Werke, die wir in der Schule lasen. Aber darauf will ich nicht hinaus. Ich will nur sagen, daß mir das Niederschreiben der zuerst genannten Themen nicht sonderlich schwerfiel. Dann trat ich in meinen selbstgewählten Beruf und war von da ab mehr als zwanzig Jahre lang Förster und Jäger — und Soldat, bis es mich vor einigen Jahren wieder danach drängte zu schreiben. Ich erinnerte mich meiner guten Schulaufsätze über die „selbstgewählten Themen“ und begann.

Doch die ersten Versuche mißlangen kläglich. Warum? Ja, das habe ich mich auch gefragt. Hatte ich meine damaligen Fähigkeiten inzwischen verloren? Oder hatte das gar nicht gestimmt, was der Deutschlehrer damals sagte? Das letztere glaubte ich nicht. Leider besitze ich heute keinen mehr von meinen angeblich so guten Schulaufsätzen, aber wahrscheinlich hatte ich damals urtümlicher geschrieben, Ausdrücke verwandt, die ich den Gesprächen meines Vaters, des Großvaters und der anderen Verwandten abgelauscht hatte, die sämtlich Förster und Jäger waren und bei ihren Erzählungen auf alles andere aus waren, nur nicht auf eine „Literatursprache“. Nach dieser Erkenntnis begann für mich ein ununterbrochenes Ringen mit dem so widerspenstig gewordenen Werkstoff des künstlerischen Schaffens und der dichterischen Aussage, der Sprache.

Mit großem Interesse las ich daher Günter Eberts Beitrag „Zum Sprachstil Erwin Strittmatters“ in Nummer 1/56 der „Neuen Deutschen Literatur“, und ich muß Günter Ebert recht geben, wenn er dort sagt: „Die Sprache einer jungen Welt wächst mit dem Wort im eigentlichen Sinne: dem Verbum“. Wie sehr die Sprache mit dem Verbum wachsen kann, zeigt uns ja Erwin Strittmatter in geradezu frappierender Weise, wobei er, wie Günter Ebert sagt, „zum sprachlichen Fundament zurückgräbt“ und „mit dem Einfachen, Ursprünglichen, Naturverbundenen zaubert“.

Nachdem ich Günter Eberts Artikel einigermaßen verdaut hatte, unternahm ich folgendes Experiment:

Ich zählte zunächst die Zahl der Verben auf meinen Manuskriptseiten nach und verglich mit Erwin Strittmatter. Das Ergebnis? Ich hatte Strittmatter gar nicht so selten noch um etliche Verben überflügelt. Zahlenmäßig! Doch als ich meine so überaus stattliche Strecke überschaute und wiederum mit Erwin Strittmatter verglich, da mußte ich neidlos anerkennen, daß am Ende dieses großen Jagens nicht ich der Jagdkönig war, sondern er. Wohl hatte ich neben zahlreichen Hasen und Karnickeln auch gar manchen Bock geschossen, aber Erwins Strecke zierten neben einigen unscheinbar grauen Hasen etliche kapitale Hirsche und wehrhafte Keiler, rotrückige Füchse und buntschillernde Fasanen, blauköpfige Wilderpel und vor allem manch seltsames Getier, das mir zwar auch da und dort auf meiner Pürsch begegnet war, das ich jedoch nicht zu erlegen gewagt hatte, weil ich es nicht für „jagdbar“ hielt. Das aber waren nun gerade die besonderen Glanzstücke seiner reichen Beute. Wo hatte er sie her? Nun, ich sagte schon, auch ich hatte schon dann und wann ihre Fährte gekreuzt. Nur hatte ich den Schuß nicht gewagt. Erwin aber tat es, und ich glaube, wir alle sollten es ihm darin nachtun, sollten zurückgraben zum sprachlichen Fundament, um, „von diesen Quellen gestärkt, dem entkräfteten Sprachleben Impulse zuzusetzen“, wie Günter Ebert sagt.

Wenn wir uns nun fragen, welches diese Quellen sind, die unserem entkräfteten Sprachleben neue Impulse zuzusetzen vermögen, die es uns ermöglichen, unsere Sprache reicher, anschaulicher, bildhafter und farbiger zu machen, dann werden wir durch Goethe auf die Sprache des Volkes hingewiesen, der diese Sprache sehr kühn in seinen „Götz von Berlichingen“ hineinnahm. Bekanntlich sagte auch Luther in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“, man solle „den Menschen auf dem Markt aufs Maul sehen“, und Jean Paul schreibt in der „Vorschule der Ästhetik“:

„Unsere Sprache schwimmt in einer so schönen Fülle, daß sie bloß sich selber auszuschöpfen und ihre Schöpferwerke nur in drei reiche Adern zu senken braucht, nämlich der verschiedenen Provinzen, der alten Zeit und der sinnlichen Handwerkssprache.“

Von einer dieser Adern möchte ich sprechen, von der Handwerkssprache, die uns sicherlich einen reichen sprachlichen Vorrat anzubieten hat. Nun sind mir nicht alle Handwerkssprachen gleichermaßen geläufig, daß ich aus jeder genügend Beispiele anzuführen vermag, um zu zeigen, wie unerschöpflich der Quell ist, aus dem unsere Sprache sich immer wieder auffrischen kann und muß. Ich will mich daher auf die mir geläufigste beschränken, die Weidmannssprache, die mit ihren fast 2000 Ausdrücken noch weit reicher ist als beispielsweise die Seemanns- oder die Bergmannssprache, und die mir daher besonders geeignet erscheint, unsere so jämmerlich verarmte Sprache zu bereichern, da sie so überaus plastisch und bilderreich ist.

Zwar wird sich nicht jeder Ausdruck der Weidmannssprache (wie auch anderer Handwerkssprachen) willig in unsere Umgangssprache einfügen oder übernehmen lassen, doch gibt es andererseits eine so große Zahl von Ausdrücken aus allen Handwerkssprachen, die schon längst zu unserem allgemeinen Sprachschatz gehören, wie zum Beispiel der aus der Bergmannssprache stammende Ausdruck „schürfen“. Wieviel „tiefschürfende“ Untersuchungen stellen wir doch dauernd an. Laßt mich nun also aus der Weidmannssprache einiges herausschürfen, das ich des Herausschürfens für die Sprachbereicherung für Wert erachte, ohne dabei auch nur annähernd erschöpfend sein zu können oder zu wollen.

Daß nicht nur Hirsche „durch die Lappen“ gehen können, dürfte wohl bereits hinlänglich bekannt sein. Diese „Lappen“ sind an lange Schnüre geknüpfte bunte Fähnchen, mit denen man früher Waldteile „einlappte“, damit das Wild, vor diesen flatternden Fähnchen zurückschreckend, den betreffenden Revierteil nicht verließ. Dennoch ist es immer wieder geschehen, daß das Wild diese Lappen nicht respektierte und dann eben „durch die Lappen“ ging, wobei es „flüchtig wurde“, Gräben und Zäune „überfiel“ oder „überfloh“. In dem panischen Schrecken, der dabei besonders „krankgeschossenes“ Wild ergriff, konnte es auch vorkommen, daß es auf seiner Flucht Bäume und dergleichen „anfloh“. Häufig flüchtet das Wild auch, wenn es vom Jäger „Wind bekommt“, ein Ausdruck, der ebenfalls bereits allgemein gebräuchlich geworden ist. Ist das Wild solchermaßen über Berg und Tal davon, so kann man wohl getrost die Jagd „abblasen“, wie es hin und wieder auch mit anderen Veranstaltungen geschehen soll, wenn zum Beispiel der Referent nicht erschienen ist.

Oder ein anderes Beispiel: Ein Vogel fliegt fort. Welche Möglichkeiten bietet uns nun die Weidmannssprache, um diesen einfachen Vorgang zu schildern? Der Jäger kann zum Beispiel sagen: Von einem Gewässer „stehen die Enten auf“ oder aus einem Rübenschlag die Rebhühner. Größere Vögel, wie Adler, Birk- und Auerhähne, Reiher usw., „streichen ab“, „reiten ab“ oder „schwingen sich aus“, letzteres, wenn sie auf Bäumen „gefußt“ hatten. Fliegt ein Vogel fort, ohne an seinen gewohnten Aufenthaltsort zurückzukehren, so „verstreicht“ er. Tut er es schließlich doch, dann „schwingt er sich ein“, der Auerhahn „steigt zu Baume“ oder „tritt zu Baume“, Raubvögel „haken auf“ (ein sehr treffender Ausdruck, wenn man an die scharfen „Fänge“ denkt), Enten und Rebhühner „fallen ein“. Läßt sich ein Raubvogel jedoch nicht auf einem Baume sondern auf Fels und Stein nieder, dann sagt der Weidmann, er „blockt auf“.

Sind dies nicht alles recht bildhafte Ausdrücke, die durchaus nicht nur von Jägern verwandt zu werden brauchen? Nehmen wir aber weitere Bewegungsarten des Wildes. Wenn das Wild, meinethalben ein Rudel Hirsche oder eine Rotte Schwarzwild, von seinen Äsungsplätzen auf den Feldern wieder in den Wald „zurückwechselt“, sagt der Jäger, es „zieht zu Holze“.

Aber warum sollen nicht auch Bauern, Waldarbeiter oder Förster „zu Holze ziehen“, wenn sie dort zu tun haben? Warum soll nur der gesunde, kräftige Hirsch „gut auf den Läufen“ sein und nicht auch der alte Krause von gegenüber, der erst kürzlich seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert hat und immer noch recht rüstig ist, also noch ganz „gut auf den Läufen“? Oder ist er doch schon etwas „lauflahm“?

Wer von uns hat nicht schon die Spur eines Fuchses im frischgefallenen Schnee (bei der „Neue“) gesehen, deren einzelne Tritte sich wie auf eine Schnur gezogen aneinanderreihen? Ja, der Fuchs „schnürte“ dort entlang. Anderes Wild, dessen einzelne „Trittsiegel“ mehr oder weniger von einer gedachten Mittellinie nach links und rechts abweichen, „schränkt“ mehr oder weniger stark, was meist von der Schwere des Wildkörpers abhängt. Ein Gewässer „durchrinnt“ der Hirsch, das Reh, die Sau und alles andere Wild, das „Schalen“ an den „Läufen“ hat. Und wenn das Wild sich zur Ruhe niederlegt, dann „tut es sich nieder“, die Sau „schiebt sich ein“ in einen Kessel oder ein Lager. Ist für das Wild jedoch Gefahr im Verzuge, dann „wird es hoch“, es „sichert“, „wirft auf“ oder „verhofft“ im Weiter-schreiten, der Hase „fährt aus der Sasse“ und „schlägt Haken“, um seinen bedrohten Balg zu retten, der Fuchs „fährt ein“ in seinen Bau, und der Dachs „verklüftet sich“ dort, wenn ihn die Dackel bedrängen, der Marder „holt auf“ und „baumt weiter“, Rehe „springen ab“ und „schrecken“ dabei, womit ich bereits bei den Lautäußerungen des Wildes angelangt bin.

Wenn balzende Birkhähne „kullern“, warum nicht auch der Truthahn? Wenn der im Eisen festsitzende oder ausweglos in die Enge getriebene Fuchs böse „keckert“, warum sollte man diesen Ausdruck nicht auch auf eine ähnliche Lautäußerung eines Menschen übertragen können, etwa auf ein boshaftes Gekicher, woher der Ausdruck zweifelsohne abgeleitet ist.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die Tätigkeit des Weidmannes. Er „hängt einer Fährte nach“, wenn er dem Hunde an der langen Leine folgt, und er „schnallt“ den Hund, wenn er ihn frei suchen oder hetzen läßt. Der Jäger „vergrämt“ das Wild, wenn er sich unvorsichtig oder ungeschickt benimmt und dadurch das Wild verscheucht. Nun, wie oft wurde nicht auch ein Mensch durch ein entsprechendes Verhalten seiner Mitmenschen „vergrämt“. Und wer hätte nicht schon selbst einmal „einer Fährte nachgehungen“, vor allem wir Schriftsteller, wenn wir ein Wort, einen Ausdruck, ein Bild suchten?

Abschließend noch einige Beispiele, die die besondere Schönheit der Weidmannssprache wie auch die große Liebe des Weidmannes zu aller lebenden Kreatur deutlich machen. Der Jäger kennt kein Maul und keine Schnauze, sondern einen „Fang“, ein „Geäse“ oder selbst beim Wildschwein ein „Gebrech“. Der Hirsch säuft auch nicht, sondern „schöpft“. Ja, selbst für die unaussprechlichsten Tätigkeiten des Tieres hat der Weidmann noch weit appetitlichere Bezeichnungen als sie mancher Mensch sogar auf seine Mit-

menschen anwendet, denn das Tier „löst sich“, wobei die „Losung“ zurückbleibt, es „häft“ oder „feuchtet“. Ist das alles nicht sehr schön und wert, unsere Sprache zu bereichern?

Darum auf, liebe Freunde, hängen wir weiter unermüdlich all den vielfältigen Fährten nach, die uns zu neuen, unerschöpflichen Quellen führen, von denen die Weidmannssprache neben vielen anderen kaum die unergiebigste sein dürfte.

Dazu „Hals- und Beinbruch“!

Unsere Heimatstube erzählt vom Leben unserer Vorfahren

Hausaufsatz des Schülers Hermann Steinmetzer

Zentralschule Cumlosen

Am 11. September besuchten wir unsere Heimatstube in Cumlosen, welche am 1. Mai d. J. dort eingeweiht worden ist. Sie erzählt uns über die Vögel unserer Heimat, deren Brutstätten und Eier, über die Schmetterlinge, aus der Vorgeschichte Cumlosens und über das Leben unserer Vorfahren. Die letzte Abteilung ist noch in zwei Unterabteilungen unterteilt: in Hausrat und Arbeitsgeräte.

Das Leben unserer Vorfahren war viel schwerer als das unsrige. Bei der Feldarbeit fehlten ihnen noch die modernen Maschinen und Geräte. Auch konnten sie sich nicht in den Omnibus setzen und zur Stadt fahren. Vor allem war die Feldarbeit sehr schwer.

Im Herbst oder Frühjahr wurde gepflügt und gesät. Man säte aber nicht mit der Drillmaschine, sondern mit der Hand. Mit einem Düngerstreukasten um den Hals warf man bei jedem Auftreten des linken Beines mit der rechten Hand die Körner auf das Feld. Damals wie auch heute säte man vorwiegend Roggen. Allerdings spielte damals der Flachs eine viel bedeutendere Rolle als heute.

War dann im Sommer die Ernte gekommen, bedeutete das für unsere Vorfahren Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend, denn das Korn wurde mit der Sense abgemäht. Auch bei der Heuernte wurde das gesamte Gras mit der Sense gemäht. Hatte man das Korn in der Scheune, blieb es bis zum Winter unangerührt. Eine weitere Arbeit des Sommers war das Hüten des Viehes. Doch das machten nicht etwa die Bauern, sondern der Viehhirt, der oftmals auch Nachtwächter war. Frühmorgens blies er in sein